

No. 9 | NOVEMBER 2016

Berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART

Mein Mann wird Diakon

Alternativer Weg zum
Beruf Gemeindereferent/in
Neues Orientierungsjahr –
Ambrosianum College

„Des isch a guate Sach!
Probiera müssemers auf
jeden Fall.“



Rupert Föhr über das Ambrosianum College –
Artikel ab Seite 12

Inhalt

- | | | | |
|-----------|--|-----------|--|
| 6 | Mein Mann wird Diakon
Ein Besuch bei Familie Löffler
in Rottenburg | 34 | „Als ob Gott mich gerufen hat“
Regina Scheib will Gemeindefeferentin werden |
| 10 | 7 Fragen an ...
Andreas Kirchartz, Repetent | 36 | Der Hörende
Hl. Meinrad |
| 12 | Ein Jahr fürs Studium. Ein Jahr fürs Leben.
Interview mit Dr. Gerhard Schneider
zum neuen „Ambrosianum College“ | 38 | Die offene Tür
Prälat Rudolf Hagmann
über Berufung |
| 22 | „Keiner hat den Schritt bereut“
Wie aus sechs Kirchengemeinden eine
Gesamtkirchengemeinde wurde | 42 | Termine
Diözesanstelle Berufe der Kirche und
Päpstliches Werk für geistliche Berufe |
| 28 | „Ein Weg, zu dem es Mut braucht“
Neu: Mit Fernstudium zum pastoralen Beruf
Gemeindefeferent/in | 44 | Impuls |

Impressum: Herausgegeben vom Päpstlichen Werk für geistliche Berufe
der Diözese Rottenburg-Stuttgart

V.i.S.d.P.: Pfarrer Dr. Gerhard Schneider

Chefredakteurin: Alina Rafaela Oehler

Redaktion: Natalie Eichwald, Philipp Geisen, Susanne Grimbacher,
Clemens Knorpp, Daniel Köstlinger, Simon Linder, Gerhard Schneider,
Michael Schönball, Daniel Wolfgarten, Sr. Luise Ziegler

Redaktionsanschrift Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart,

und Vertrieb: Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de
<http://www.berufe-der-kirche-drs.de>

Fotos: Leitung Fotoredaktion: Clemens Knorpp
webvisio mediadesign OHG, Alina R. Oehler, Jessica Pawletta, stocksy

Gestaltung: Werbeagentur Know-how, Herrenberg

Druck: DS Print, Böblingen

Gedruckt auf umweltschonendem Papier
Tübingen, 2016



Liebe Leserinnen und Leser,

gleich von zwei Neuigkeiten innerhalb der pastoralen Ausbildung können Sie in dieser Ausgabe lesen: Zum einen bietet das Ambrosianum künftig auch einen College-Zweig an. Damit bekommen Abiturienten, die nicht in erster Linie überlegen, ob sie Theologie studieren wollen, die Möglichkeit, ein Jahr lang in die Universität zu schnuppern. Dr. Gerhard Schneider erklärt im Interview, was genau sich dahinter verbirgt.



Die zweite Neuerung dürfte diejenigen freuen, die sich für den Beruf Gemeindeferent/in interessieren und nicht die Möglichkeit haben, für mehrere Jahre an einen Studienort zu ziehen: Seit Kurzem gibt es nun auch in unserer Diözese einen Zugang mit dem sogenannten „Würzburger Fernkurs“. Domkapitular Dr. Uwe Scharfenecker und Elisabeth Färber freuen sich darüber, dass es endlich gelungen ist, einen entsprechenden Weg einzurichten – denn die Nachfrage war seit Jahren hoch.

Einen bewährten Ausbildungsweg aus einer anderen Perspektive zeigt schließlich unsere Titelseite. Wie ist es, wenn der Ehemann sich dafür entscheidet, Ständiger Diakon zu werden? Bernadette Löffler aus Rottenburg erzählt, wie sie und ihr Mann mit den Herausforderungen und den schönen Seiten des Ausbildungswegs leben.

Wir wünschen Ihnen im Namen der Redaktion eine gute Lektüre, eine gesegnete Adventszeit und dann ein schönes Weihnachtsfest.

Sr. Luise Ziegler

Sr. Luise Ziegler
Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Alina Rafaela Oehler

Alina Rafaela Oehler
Chefredakteurin

Mein Mann wird Diakon





Bernadette Löffler hat drei Kinder und einen Mann, der Diakon werden will. Diesen Weg kann er nicht alleine gehen. Welche Herausforderungen, aber auch welche schönen Seiten es gibt, wenn der Ehemann „nebenher“ eine pastorale Ausbildung macht, erlebt sie jeden Tag.

Sonnenstrahlen fallen durch das Blätterdach der großen Glyzinie und malen tanzende Schatten auf den Tisch. Eine Kanne Schwarztee und selbst gebackener Kuchen stehen bereit. Aus den Büschen pfeift ein Vogel sein Lied. Das Ehepaar Löffler hat sich sein eigenes kleines Paradies geschaffen, hier in Rottenburg, weit weg von Bernadette Löfflers Heimat. Auch wenn sie sich „im Ländle“ inzwischen zu Hause fühlt – an ihrem Dialekt kann man es hören: Sie ist Rheinländerin und kommt aus dem Erzbistum Köln. Und da hat sie auch ihren Mann kennengelernt, ganz zufällig. In der Jugendarbeit aktiv, war sie an der Aussendung des Altenberger Lichtes beteiligt. Und Bertram Löffler wurde von einem Freund angefragt, dort in der Band zu spielen. Beim Altenberger Dom hatten sie sich kennen und lieben gelernt, nahe des Rottenburger Doms leben sie heute und gehen gemeinsam den Weg zu Bertrams Diakonenweihe. →



Seit 2014 ist Bertram Löffler im Ausbildungskurs zum Ständigen Diakon und es war weiß Gott nicht immer einfach seither. „Zu sagen ‚Das ist deine Baustelle, das geht mich nichts an‘, das würde nicht funktionieren“, sagt Bernadette Löffler mit ernstem Blick. „Ich muss da schon so dahinter stehen, dass ich das mittrage. Weil manchmal ist es einfach nur anstrengend und oft auch nervig. Wir würden uns dauerhaft nur streiten, wenn ich nicht damit einverstanden wäre.“ Bertram Löffler nickt zustimmend. „Ich bin froh, dass die Diözese da sehr starken Wert drauf legt, die Frauen und Familien mit ins Boot zu holen“, sagt er. „Die Erwartung ist schon so formuliert, dass die Ehefrau den Weg mitgehen muss.“

Denn die Ausbildung ist zeitintensiv und läuft neben dem Beruf. Bertram Löffler arbeitet hundert Prozent im Schichtdienst, die Urlaubstage werden von den vier Wochen Ausbildungskurs im Jahr in Anspruch genommen und hin und wieder sind auch Wochenenden im Programm mit inbegriffen. Nebenher läuft dabei noch die praktische Ausbildung in einer Gemeinde; für Bertram Löffler findet diese in Ergänzungen statt. Und dann sind da noch die Prüfungen. „Da habe ich dann ein viertes Schul-

kind im Haus“, erzählt Bernadette Löffler lachend. „Die Kinder fanden das auch witzig, dass Papa genauso am Schreibtisch sitzen und lernen muss“, ergänzt ihr Mann.

Der ganze Ausbildungszeitraum ist Prüfungszeit für eine Familie, die sich auf diesen Weg einlässt. Das weiß die Diözese aber. „Da wird viel gemacht für das Verständnis, besonders vor Ausbildungsbeginn, im Interessentenjahr: Was heißt es für die Frau und für die Familie, wenn der Mann sagt, er möchte Diakon werden?“, sagt Bernadette Löffler. Sie ist dankbar dafür, dass es auch Angebote nur für die Frauen gibt. Diese sind ja genauso mit auf dem Weg und da tut es gut, sich austauschen zu können. Es ist die gleiche Situation, die die Frauen verbindet, „da ist das Leben ähnlich.“ Die Frauen, die schon länger dabei sind, können von ihren Erfahrungen erzählen. Deshalb weiß Bernadette Löffler jetzt: „Wenn die Prüfungen rum sind, ist ein wichtiger Schritt geschafft. Da bin ich jetzt drauf vorbereitet.“

Aber wie kam es eigentlich zu der Entscheidung? Als die Kinder noch klein waren, hatte sich Bertram Löffler schon damit beschäftigt, wie man Ständiger Diakon werden kann. Als er erfahren hat,



dass die Ausbildung inklusive des theologischen Fernkurses insgesamt sieben bis acht Jahre dauern würde, war das aber ad acta gelegt. Doch irgendwann, als die Kinder größer waren, kam das Thema durch die Anfrage des Gemeindepfarrers wieder auf und nach vielen Gesprächen, Schritt für Schritt, kam es zur Entscheidung, den Weg zu beginnen. Und dieser Weg, das Studium, die Ausbildung, das verändert einen Menschen. „Das macht viel mit dem Glauben, darüber muss man sich austauschen.“ Bernadette Löffler, die Sozialpädagogin, schmunzelt bei den Worten ihres Mannes. Ja, manchmal gehe es schon sehr theologisch her. „Ich hol dich dann wieder runter.“

Wenn der Mann Diakon werden will, muss auch die Frau wissen, worauf sie sich einlässt. Bernadette Löffler hat an verschiedenen Schnittstellen ihres Lebens Exerzitien gemacht, hat sich vor großen Veränderungen immer Zeit für ihre Gottesbeziehung genommen. „Ich muss das für mich selber klar haben und ich habe die Erfahrung gemacht, dass Dinge des Lebens deutlicher werden, wenn ich mich vor Gott damit beschäftige. Ich muss da voll dahinter stehen können.“ Sonst hätte das nicht funktioniert –

allein deshalb, weil ohne das zweimalige unterschriebene Einverständnis der Frau gar nichts geht. Für Bernadette Löffler ist der Weg ihres Mannes zum Diakon ein guter Schritt zur passenden Zeit. Was diakonisch unterwegs sein heißt, das wissen die beiden schon lange. „Wer Not hat, kann an unserer Türe klingeln.“ Diese Haltung ist die Basis ihrer Partnerschaft.

Aber wie das nun wird, wenn Bertram Löffler 2017 geweiht und in der Heimatgemeinde als Diakon im Zivildienst tätig ist, das können sich die beiden noch nicht so ganz vorstellen. „Er ist mein Mann, da komm auch ich in eine andere Rolle“, meint sie. „Man steht dann schon mehr in der Öffentlichkeit.“ Bis dahin ist es noch ein halbes Jahr, die beiden gehen das entspannt an. Bernadette Löffler lehnt sich zurück. „Man wächst mit seinen Aufgaben“, sagt sie und grinst dabei ihren Mann an.



TEXT SUSANNE GRIMBACHER (24)

7 Fragen an ...

Andreas Kirchartz (32),
Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen



ZUR PERSON

Andreas Kirchartz, aufgewachsen in Albstadt-Ebingen, studierte zunächst Theologie und Mathematik auf Lehramt. Nach seinem Auswärtsjahr in Rom trat er ins Wilhelmsstift ein und wechselte auf das theologische Vollstudium. Der Priesterweihe 2014 folgte die Vikarszeit in Friedrichshafen. Seit 2016 ist er Repetent.

1 WAS IST FÜR SIE GLÜCK?

Ich habe einmal einen ganzen Schüलगottesdienst zu dem Thema „Was ist Glück“ gemacht. In diesem Gottesdienst ist sehr deutlich geworden, dass für mich persönlich Glück nicht die ganz großen Momente sind, an die man sich vielleicht auch erinnert, wie bei mir Priesterweihe, Primiz und diese ganzen Dinge. Glück – das sind vielmehr Momentaufnahmen, wo ich merke, dass ich zufrieden bin, so wie ich bin und mit dem, was ich gerade tue. Das sind Momente, wo mir aufgeht: „Ja, es ist gut“.

2 MIT WEM WÜRDEN SIE NICHT TAUSCHEN WOLLEN?

Das ist witzig. Wenn die Frage andersherum gelautet hätte, hätte ich gesagt, ich möchte mit niemandem tauschen, weil ich so zufrieden bin und gar nicht erst in ein anderes Leben eintauchen möchte. Spontan fällt einem natürlich momentan Angela Merkel ein, aufgrund der Fragen der Politik. Da ist die Schwierigkeit, das Ganze beieinander zu halten. Und dann auch immer die Einheit in der Vielheit der Meinungen und Lösungsstrategien zu finden. Dafür dann die Verantwortung zu tragen und den Druck zu spüren, da beneide ich sie nicht drum. Überhaupt nicht.

3 WENN SIE AN EINEM ORT ENTSPANNEN MÖCHTEN, WAS BRAUCHT DER ORT FÜR SIE?

Er braucht auf jeden Fall Ruhe und ich darf nicht alleine sein. Es müssen Freunde von mir dabei sein. Sonst ist es für mich keine Entspannung, wenn ich nur für mich bin. Dafür bin ich nicht geschaffen.

4 WAS IST IHRE GRÖSSTE SCHWÄCHE?

Nicht Nein sagen zu können.

5 OSTEN ODER WESTEN?

Ja, Westen ist ja klar. (lacht) Ich bin ja schon immer im Westflügel des Stifts (Anm.: Wohnbereich der Priesteramtskandidaten). Ich habe nie im Ostflügel gewohnt, auch wenn ich mir mal überlegt hatte, hier als Gast einzuziehen. Aber natürlich müsste man als Theologe eigentlich Osten sagen...

6 DAS VERRÜCKTESTE, DAS BISHER IN IHREM LEBEN PASSIERT IST...

Das ist eigentlich eher eine traurige Geschichte: Wenn damals unser ICE nicht Verspätung gehabt hätte, dann wären wir in dem "Eschede-ICE" gewesen. Wir sind einen ICE später an diesem Unglück vorbeigefahren und wären sonst von der Sitzplatzreservierung her auch in diesen Waggons gewesen, wo das passiert ist. Das ist natürlich auch etwas unglaublich Verrücktes. Ich glaube, es war eine Verspätung, die uns gerettet hat.

7 KERZE ODER SCHEINWERFER?

Ich würde ja sofort immer Kerze sagen, aber nachdem hier der Feueralarm schon mal losgegangen ist ... Ich finde, von der Stimmung her ist natürlich Kerzenlicht wunderbar. Auch gerade bei Taizégebeten, die wir im Innenhof des Stifts schon hatten.



TEXT DANIEL WOLFGARTEN (27)



Neues
Orientierungs-
jahr

Ein Jahr fürs Studium. Ein Jahr fürs Leben.

Das Ambrosianum in Tübingen bietet ab Herbst 2017 ein neues Orientierungsjahr an: das „Ambrosianum College“. Während das weiterhin bestehende „Sprachenjahr“ direkt auf ein Theologiestudium vorbereitet, bietet das „College“ ein breites Studium generale in Zusammenarbeit mit der Universität. Das Jahr dient damit vor allem der Studienorientierung. Rektor Dr. Gerhard Schneider erzählt im Gespräch, wie es zur Idee kam und was hinter dem „legendären Ambros-Feeling“ steckt. →

Herr Schneider, warum ausgerechnet „College“? Hat sich kein deutscher Name für den neuen Kurs gefunden?

Wir haben in der Tat monatelang überlegt, welchen Namen wir für das neue Angebot wählen. College bot sich deswegen an, weil sich im deutschsprachigen Raum diese Bezeichnung für akademisch ausgerichtete Orientierungsjahre im Umfeld von Universitäten mehr und mehr durchsetzt. Außerdem klingt College für Abiturientinnen und Abiturienten ganz gut. „Ich geh auf ein College“ hört sich definitiv besser an als „Ich mache ein Orientierungsjahr“.

Aber genau das verbirgt sich doch dahinter: ein Orientierungsjahr, oder?

Im Prinzip ja. Wir haben zusammen mit der Universität Tübingen ein Jahr konzipiert, das einen umfassenden Einblick bietet in verschiedenste Studienfächer: Medizin, Wirtschaft, Recht, Naturwissenschaften. Einen besonderen Akzent legen wir auf die Geistes- und Sozialwissenschaften. Manche Veranstaltungen haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des College auch gemeinsam mit den Ambrosianerinnen und Ambrosianern des klassischen Sprachenjahres, das es auch weiterhin geben wird. So gibt es für alle Basiskurse in Theologiegeschichte und Philosophie, alle machen gemeinsam Exkursionen und zum Schluss die obligatorische Romreise.

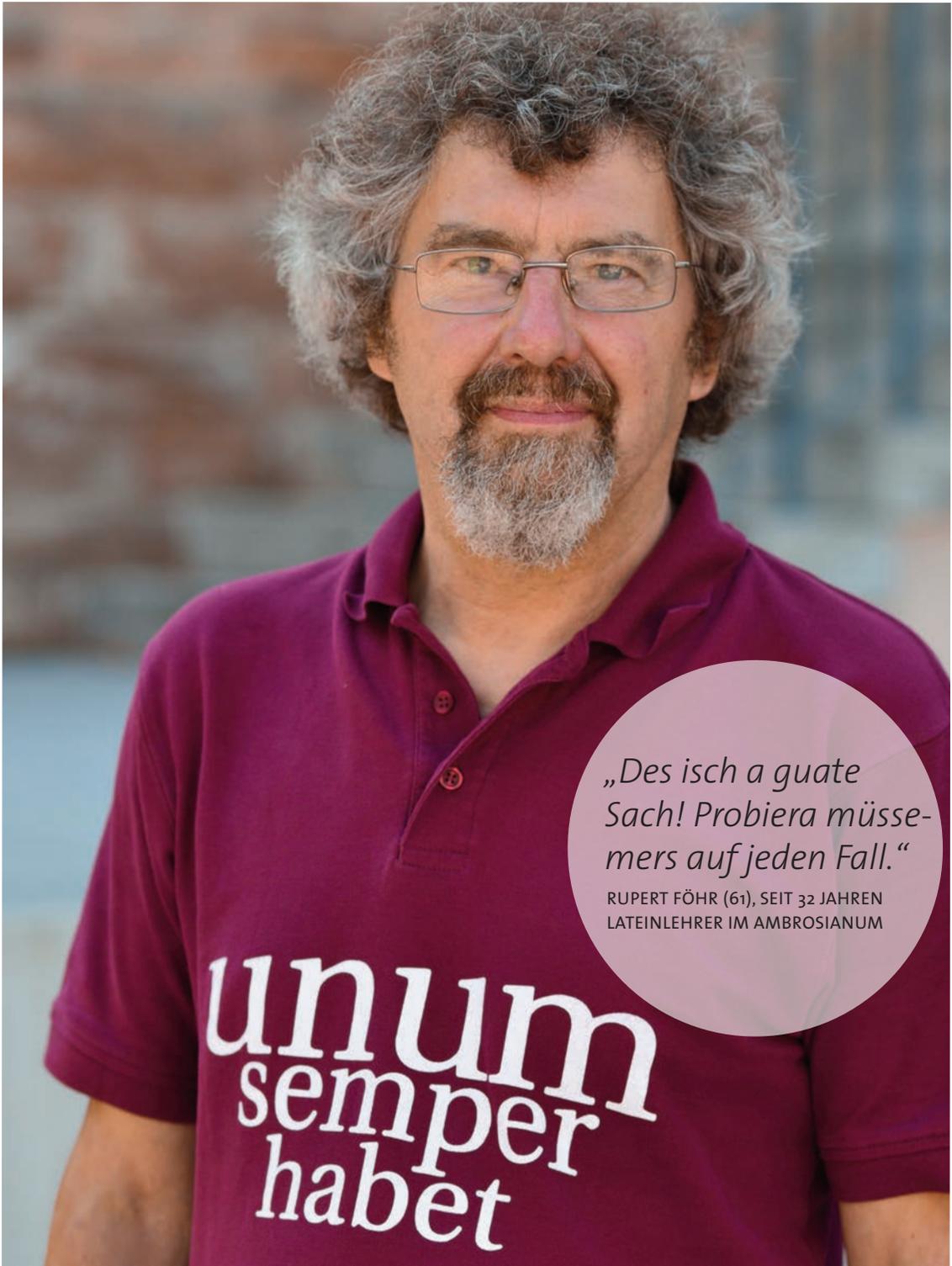
Es gibt also weiterhin die normalen Kurse, in denen man Latein, Griechisch und Hebräisch fürs Theologiestudium lernen kann?

Selbstverständlich. Die klassischen Kurse mit den alten Sprachen werden auch künftig das Rückgrat des Ambrosianums bilden. Deswegen wird der neue College-Kurs nicht mehr als 15 Personen umfassen. Er soll in der Regel nicht größer werden als der Kurs im Sprachenjahr.

„Die klassischen Kurse mit den alten Sprachen werden auch künftig das Rückgrat des Ambrosianums bilden.“

Was hat Sie denn bewogen, das neue Angebot einzuführen?

Wir haben uns für die Entscheidung über ein Jahr lang Zeit genommen und dabei viele Impulse von ehemaligen Ambrosianern aufgegriffen. Der Hinweis, dass ein solches Angebot notwendig sei, kam übrigens ebenfalls von ehemaligen Ambrosianern. Sie berichteten von einer wachsenden Zahl von Abiturienten, die schlicht nicht wissen, was sie nach dem Abi machen sollen. Oft steht fest: Ich will studieren. Nur was es für ein Fach werden soll, ist noch völlig offen. Das ist kein Wunder: Es hat sich in den letzten Jahren eine gewaltige Schere geöffnet: Einerseits sind aufgrund der verkürzten Schulzeit und – bei den Männern – des Wegfalls der Wehrpflicht die Abiturienten immer jünger geworden. Andererseits hat sich die Zahl der Studiengänge in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Wer soll da noch während der Abi-Vorbereitung quasi nebenbei eine verantwortete Wahl treffen? →



*„Des isch a guate
Sach! Probiera müsse-
mers auf jeden Fall.“*

RUPERT FÖHR (61), SEIT 32 JAHREN
LATEINLEHRER IM AMBROSIANUM



”



„Als ich vom Ambrosianum College gehört habe, fand ich die Idee sofort sehr gut. Denn auch bei uns im Ambros-Jahrgang waren viele mit gerade mal 18 direkt

vom Abitur gekommen und wussten nicht, was sie studieren sollen. Einige haben deshalb schon bei uns das Ambrosianum als Orientierungsjahr genutzt. Zwei aus meinem Kurs machen jetzt auch etwas ganz anderes als Theologie zu studieren. Durch die noch größere Offenheit ist das College jetzt bestimmt für mehr Schüler eine gute Option, um an die Uni zu schnuppern, ohne dass man alleine da steht.“

PRISCA BRÜCKNER (21) AUS ROTTENBURG,
AMBROSIANUMS-KURS 2014/15



„Die Erfahrung zeigt: Aufgrund der Vielfalt von rund 14.500 Studiengängen in Deutschland fällt es Schülerinnen und Schülern oft nicht

leicht, im Anschluss an das Abitur gleich das für sie passende Studium zu finden. Das ‚Ambrosianum College‘ in einer Universitätsstadt wie Tübingen kann künftigen Abiturientinnen und Abiturienten mit seinen grundlegenden und vielperspektivischen Inhalten eine wertvolle Möglichkeit bieten, sich in einem Jahr über ihre Studien- und Berufswahl klar zu werden.“

“

DR. PATRICK BONEBERG (42),
FACHBERATER UND STUDIENDIREKTOR
AM GYMNASIUM WEINGARTEN

Wird es künftig also auch Ambrosianer geben, die gar nicht vorhaben, Theologie zu studieren?

Die wird es geben. Im Gegensatz zum klassischen Sprachenjahr, das eine Vorentscheidung für ein Theologiestudium voraussetzt, ist beim College die Frage der Studienfachwahl noch völlig offen – und darf es auch sein. Eine Möglichkeit unter vielen ist, dass es auf die Theologie hinausläuft und bei einigen College-Absolventen vermute ich dies auch. Darüber würden wir uns natürlich freuen. Schließlich bleibt das Ambrosianum weiterhin Teil der Hauptabteilung Ausbildung pastorale Berufe. Aber abgesehen davon sehen wir das College auch als ein Angebot für engagierte junge Erwachsene zum Beispiel aus der Ministranten- und Jugendarbeit, die ein inhaltlich anspruchsvolles Jahr in einer Gruppe verbringen möchten, wo vieles gemeinsam erlebt und über Gott und die Welt diskutiert wird. Und alle Ehemaligen kennen das legendäre „Ambros-Feeling“, das eine enge Verbundenheit und Freundschaften weit über das Jahr hinaus wachsen lässt. Übrigens gab es immer schon Absolventen des Ambrosianums, die kein Theologiestudium begonnen haben. Es gibt Ambrosianer, die Ärztin, Forstwirt, Rettungssanitäter oder Verwaltungsfachwirtin werden. Und es gibt eine ehemalige Ambrosianerin, die heute vermutlich die weltweit einzige Bäckermeisterin mit Latinum, Graecum und Hebraicum ist.

Wird es nicht ganz schön kompliziert, wenn zwei Gruppen parallel laufen?

Nicht das Ambrosianum wird komplizierter, sondern die Bedürfnisse und Ausgangsvoraussetzungen von jungen Erwachsenen im Blick auf ein Studium und eine Berufsentscheidung sind komplizierter geworden. Das Ambrosianum passt sich diesen veränderten Bedingungen nur an. Wir sind das Scharnier zwischen Schule und Studium und haben die Aufgabe, beide Bildungswelten optimal zu verbinden.

„Wir sind das Scharnier zwischen Schule und Studium.“

Hat das College noch irgendetwas mit Sprachen zu tun? Immerhin sind diese der „Markenkern“ des Ambrosianums.

Da sich die College-Teilnehmenden einen Teil ihres Programms individuell zusammenstellen können, besteht auch für sie die Möglichkeit, Latein bis zum Latinum zu lernen. Zusätzlich gibt es für alle Ambrosianer künftig optional einen Italienischkurs. Und schließlich kann man bei unserem Lateinlehrer Rupert Föhr seit über 30 Jahren völlig gratis als Dreingabe noch fundiertes Schwäbisch lernen. Sie sehen also: Der Markenkern lebt!



TEXT ALINA RAFAELA OEHLER (25)

Ambrosianum

Ein Jahr fürs Studium. Ein Jahr fürs Leben.

COLLEGE

Uni erleben. Orientierung finden.

ZIELGRUPPE	Abiturienten, die sich im Rahmen eines Studium generale über ihr Studien- und Berufsziel klar werden möchten
HÖCHSTTEILNEHMERZAHL	15
PERSÖNLICHKEITSBEZOGENES STUDIUM	Entscheidungsfindung und Lebensplanung – Rhetoriktraining: Körper, Stimme, Präsenz Selbst- & Zeitmanagement Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens
„WIR IN DER GESELLSCHAFT“ – KULTUR- UND GESELLSCHAFTS-BEZOGENES STUDIUM	Demokratie und Globalisierung Werte- oder Wirtschaftsgemeinschaft? Religion in der liberalen Gesellschaft und im säkularen Staat Medien- und Meinungsbildung Milieubildung Ökologie als gesellschaftliches Leitmotiv
GESCHICHTE UND KUNST	Epochen der Kunst, Architekturgeschichte Kunst- und Musikexkursionen
EINBLICKE IN EINZELNE STUDIENFÄCHER	Recht Wirtschaft Medizin Naturwissenschaften
STUDIUM INDIVIDUALE	frei zusammenstellbare Veranstaltungen an einzelnen Fakultäten – Mentoring: Begleitung und Einführung durch Studierende – Sprachkurse am Ambrosianum (Italienisch oder Latein)



Gemeinsame BASISKURSE:	Theologiegeschichte, Philosophiegeschichte, Kunst und Kultur in der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Gemeinsame EXKURSIONEN	Seelsorge im Gefängnis, Blutritt in Weingarten, Romfahrt
Gemeinsame GOTTESDIENSTE	und gemeinsames GEISTLICHES PROGRAMM
WOHNEN UND ESSEN	Die Ambrosianerinnen wohnen im Wohnheim des Johanneums, die Ambrosianer im Gästeflügel des Wilhelmsstifts. Das Mittagessen an Unterrichtstagen nehmen alle gemeinsam im Wilhelmsstift ein, die Ambrosianer zusätzlich auch Frühstück und Abendessen.
KOSTEN	Monatl.: Frauen: 390 Euro, Männer: 410 Euro; dazu 390 Euro einmal. Aufnahmegebühr
ZEITRAUM	jährlich von Anfang September bis Ende Juli (Schuljahr)
BEWERBUNG	jeweils ab September fürs Folgejahr

SPRACHENJAHR

Sprachen lernen. Theologie entdecken.

ZIELGRUPPE

Abiturienten mit dem Ziel,
ein Theologiestudium zu beginnen

HÖCHSTTEILNEHMERZAHL

keine

SPRACHKURSE

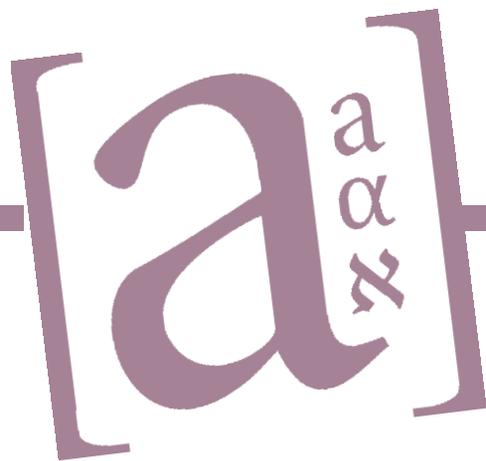
in Latein, Griechisch und Hebräisch

THEOLOGISCHE BASISKURSE

zur Vorbereitung des Studiums
(Liturgie, Grundfragen des Glaubens, Rhetorik)

BERUFSORIENTIERUNG

GEISTLICHES CURRICULUM







***"Wann handeln wir barmherzig oder zärtlich? –
Dann, wenn wir uns wirklich für den Anderen interessieren!
Wenn wir nicht einfach sagen: 'Es wird schon alles wieder gut
werden'. Sondern wenn wir fragen: 'Was brauchst Du? Wie
kann ich Dir helfen?' Wenn wir barmherzig sind, begeben wir
uns direkt hinein in die Situation des Anderen und lassen uns
berühren – von seinen Sorgen und Problemen."***

**BISCHOF DR. GEBHARD FÜRST IN SEINER PREDIGT
BEIM JUGENDFRANZISKUSFEST 2016 IM KLOSTER SIESSEN**



„Keiner hat den Schritt bereut“

Wie macht man aus sechs Kirchengemeinden eine Gesamtkirchengemeinde, in der jeder eigenständig bleibt? Ein Gespräch über Ängste und Chancen der Umstrukturierung in Neresheim mit Pfarrer Adrian Warzecha, der zweiten Vorsitzenden des Gesamtkirchengemeinderats Judith Durner und Gesamtkirchenpfleger Georg Haas.

Herr Pfarrer Warzecha, wie kam es zu der Idee, eine Gesamtkirchengemeinde zu gründen?

WARZECHA: Das war ein längerer Prozess. Ich kam 2008 als Pfarrer hierher und war zunächst für zwei Pfarreien zuständig, dann kamen vier weitere dazu. Damit hat natürlich die ganze Zahl an Sitzungen und allem, was noch dazugehört, zugenommen und ich habe festgestellt, dass für bestimmte Aufgaben, die ich auch gerne mache, kaum mehr Zeit übrig blieb.

Frau Durner, wie haben Sie das erlebt?

DURNER: Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich mit dem Pfarrer auf eine Fortbildung gefahren bin und er angedeutet hat, dass er für die Seelsorge keine Zeit mehr hätte, weil die Verwaltung die Zeit auffrisst. Im Sommer 2011 haben wir die Idee dann erstmals im gemeinsamen Ausschuss angesprochen.

Aus der Idee ist Wirklichkeit geworden – was hat sich für Sie verbessert, können Sie ein Beispiel machen?

WARZECHA: Durch die Umstrukturierung reduzierte sich beispielsweise die Kommunikation mit dem Kirchenpfleger auf eine Stunde pro Woche. Wir treffen uns

jeden Mittwoch zum „Jour fixe“, Herr Haas kommt mit dem dicken Aktenordner und wir arbeiten in einer Stunde alles durch. Dadurch ist Zeit und Raum für anderes entstanden, ich konnte stärker in die Firmarbeit einsteigen und biete einen Bibelabend an.

Wurde das Projekt von der Diözese Rottenburg-Stuttgart unterstützt?

WARZECHA: Ja! Wir haben uns eng mit der Diözese abgestimmt. Ich glaube, die größte Unterstützung lag darin, dass wir große Freiräume bekommen haben. Wir hatten grünes Licht aus Rottenburg, einfach mal was auszuprobieren. Das Verwaltungszentrum hat uns viel in Rechtsfragen beraten, aber hauptsächlich ist das Modell durch die Projektgruppe vor Ort entwickelt worden. Es ist für unsere Situation vor Ort maßgeschneidert.

Geht mit der strukturellen Überlegung auch eine pastorale einher?

WARZECHA: Ja, diesen pastoralen Weg gehen wir nun mit dem Prozess „Kirche am Ort“. Da die Verwaltung viel Zeit einnahm, mussten viele pastorale →

*Bild oben: Pfarrer Adrian Warzecha,
Georg Haas, Judith Durner (v.l.n.r.)*

Fragen sehr lange warten, aber da der Pfarrer nun von der Verwaltung entlastet wird, konnten wir Freiräume für anderes schaffen.

HAAS: Auch im finanziellen Bereich konnten wir Synergieeffekte schaffen. Um ein Beispiel zu nennen: Es ist ein Unterschied, ob ich als kleiner Häuslebesitzer zum Stromanbieter gehe oder als Gesamtkirchengemeinde. Am Ende hatten wir deutliche Minderkosten in diesem Bereich. Da hat es sich ausgezahlt!

Was hat sich im finanziellen Bereich sonst grundlegend geändert?

WARZECHA: Wir haben im Haushalt zum Beispiel noch einen Bereich für pastorale Aufgaben geschaffen. So kommt es, dass die meisten Gemeinden jetzt mehr Geld für die Pastoral zur Verfügung haben, als sie sich früher gegönnt haben.

DURNER: Und manchmal kommt dann der Schwabe durch. Wir sind jahrelang angehalten worden zu sparen und dann ist es jetzt nicht leicht, sich etwas zu gönnen. Aber es ist ein beruhigendes Gefühl, dass wir es jetzt können.

Ergeben sich neben den Vorteilen, die bereits angeklungen sind, auch Herausforderungen?

WARZECHA: Von vornherein war klar, dass der finanzielle Aspekt eine Herausforderung darstellen wird – die Sorge, ob noch über das eigene Geld der jeweiligen Gemeinde entschieden werden kann. Wir haben aber immer gesagt: Eigentum muss Eigentum bleiben. Die Idee, alles wird in einen Topf geworfen, funktioniert nicht. Wir mussten ein Modell finden, das Besitzverhältnisse so abbildet, wie sie sind. Es gibt einen gemeinsamen Bereich, die Kirchensteuer geht zunächst in einen gemeinsamen Topf, daraus werden laufende Ausgaben bestritten. Alles, was aber davon übrig bleibt, wird nach einem entsprechenden Schlüssel auf die einzelnen Gemeinden verteilt.

„Wir haben aber immer gesagt: Eigentum muss Eigentum bleiben.“

Die Gesamtkirchengemeinde hortet am Ende kein Geld, sie stellt es den einzelnen Gemeinden zur Verfügung. Wir achten darauf, dass die Besitzverhältnisse der Kirchengemeinde gewahrt bleiben und niemand das Gefühl hat, es wird ihm Geld weggenommen.

Was war aus Ihrer Sicht die größte Angst in den Gemeinden und wie ging man mit ihr um?

DURNER: Angst ist das falsche Wort, aber ich glaube, dass es eine Herausforderung war, die Gewichtigkeit der einzelnen Kirchengemeinderäte zu vermitteln. Es gab auch Bedenken, ob die Großen nicht die Kleinen fressen werden.

HAAS: Das glaube ich auch. Das war neben der finanziellen Seite eine ganz große Herausforderung. Alle waren sehr gespannt, wie die ersten Jahre ablaufen, nach dem Motto: „Was hab ich noch zu sagen?“ Heute können wir sagen, dass es keinen einzelnen Kirchengemeinderat gibt, der an diesem System zweifelt. Jeder fühlt sich nach wie vor entscheidungsfähig, jeder wird ernst und wichtig genommen, jeder hat seine Entscheidungskompetenz. Keiner der sechs Kirchengemeinderäte hat den Schritt bereut.

WARZECHA: Ja, es war erstaunlich, wie hoch der Grad der Zufriedenheit nach bereits einem Jahr war. Wir hatten auch Bedenken, ob wir für die Kirchengemeinderatswahlen ausreichend Interessenten finden würden. Doch wir hatten genügend Kandidaten und konnten überall wählen.

Was hat geholfen, die Angst zu nehmen?

DURNER: Sehr wichtig ist, dass Informationen fließen, dass Protokolle an alle gehen und dass Entscheidungen, die die einzelne Kirchengemeinde betreffen, im jeweiligen Kirchengemeinderat vorberaten werden. Der Gesamtkirchengemeinderat hat noch nie gegen eine Entscheidung eines einzelnen Kirchengemeinderates gestimmt. Da wir jetzt mehr Zeit haben, können wir vermehrt Themen der Gemeinde in den Blick nehmen.

Wie viel bekommt ein Gemeindeglied von der Umstrukturierung überhaupt mit?

WARZECHA: Im Idealfall merkt ein Gemeindeglied gar nichts. Die Umstrukturierung spielt sich auf der Strukturebene ab. Ich denke, die Gemeindeglieder haben zum größten Teil Vorteile, weil wir vieles professionalisieren konnten. In Herrn Haas haben wir jetzt einen verlässlichen Ansprechpartner vor Ort.

DURNER: Ich glaube auch, dass es so ist. Den meisten ist die Struktur nicht geläufig und sie machen sich keinen Kopf. Mich hat noch nie jemand darauf angesprochen.

Würden Sie das Modell weiterempfehlen?

WARZECHA: Ich habe das Modell schon vielfach vorgestellt. Im Zusammenhang mit dem Projekt „Kirche am Ort“ machen sich viele auf den Weg und fragen bei uns an. Ich denke, es wird kein Weg daran vorbeiführen, dass jede Seelsorgeeinheit vor Ort ihre Situation genau analysiert und dann prüft, ob das Modell auch



bei ihr funktionieren kann. Man kann es einer Seelsorgeeinheit nicht überstülpen.

Liegt die Zukunft der Kirche in Neresheim?

DURNER: Bei uns hat es Zukunft, es passt für uns! Es ist schon so selbstverständlich, dass wir gar nicht mehr darüber nachdenken. Die Gemeinden müssen in Zukunft zusammenwachsen und das ist uns schon gut gelungen. →

HAAS: Ich denke, man muss genau hinschauen, wo die einzelne Kirchengemeinde steht. Wie engagiert sie ist, wo sie vertreten ist, wie viele Gebäude sie hat, was sie unterhalten muss. Je weiter der Bogen gespannt ist, desto schwieriger wird es heute im verwaltungstechnischen Sektor. Da stößt das Ehrenamt an seine Grenzen. Je engagierter die Kirchengemeinden sind, desto besser ist eine Struktur, die alles Verwaltungstechnische zusammenfasst. Wie gesagt, für uns passt unser Modell, aber es wird nicht überall das Ideale sein.

WARZECHA: Also ich würde nicht so weit gehen, dass die „Kirche der Zukunft“ hier in Neresheim liegt. Ich glaube nicht, dass unseres das eine Modell der Zukunft sein wird, sondern man wird immer auf die Situation vor Ort schauen müssen. Unser Modell ist für

uns und für viele Gemeinden, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, eine Option, eine Verbesserung, eine Weiterentwicklung. Ich möchte nicht mehr darauf verzichten müssen. Aber ich glaube auch, dass es nicht überall passt. Es gibt Bereiche, da bringt es keine Verbesserung, da ist auch das jetzige nicht das richtige Modell. Ich glaube, dass die Kirche der Zukunft nicht in der Struktur, sondern in der Pastoral entschieden wird.



TEXT DANIEL KÖSTLINGER (26), NATALIE EICHWALD (22)

Gesamtkirchengemeinde im ländlichen Raum Neresheim als „Pilotprojekt für die Diözese“

Die Gesamtkirchengemeinde (GKG) Neresheim umfasst sechs Kirchengemeinden. Außerdem gibt es eine Klosterpfarre, für die eine Sonderregelung greift. Vor der Umstrukturierung hatte jede Gemeinde neben dem Kirchengemeinderat (KGR) einen eigenen ehrenamtlichen Kirchenpfleger. Die größeren Gemeinden hatten außerdem einzelne Ausschüsse, wie einen Verwaltungsausschuss, einen Bauausschuss und einen Kindergartenausschuss. Hinzu kam ein gemeinsamer Ausschuss, in den alle Gemeinden Vertreter entsandten. Dieser Ausschuss konnte jedoch nur beraten und keine Beschlüsse fassen, dazu mussten die jeweiligen Anliegen wieder zurück in den KGR gegeben werden.

Im Sommer 2011 kam die Idee auf, eine Gesamtkirchengemeinde im ländlichen Raum als Pilotprojekt für die ganze Diözese zu gründen.

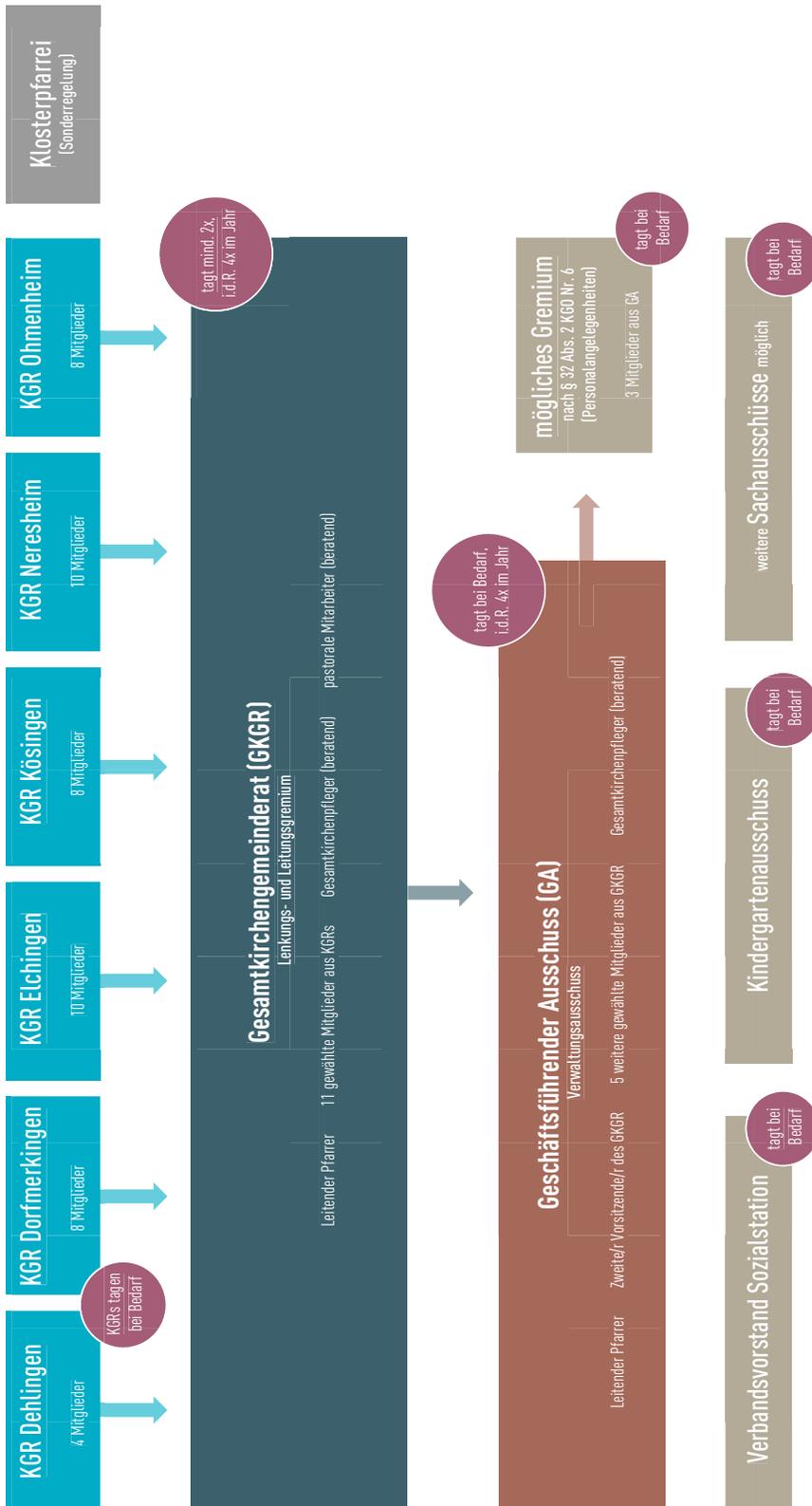
Zum 1. Januar 2013 trat das neue Modell in Kraft. Alle Kirchengemeinden bleiben dabei rechtlich selb-

ständig und haben nach wie vor ihren eigenen KGR, die Verwaltung der in der Ortssatzung vereinbarten Bereiche wird an den Gesamtkirchengemeinderat abgegeben. Jede Gemeinde ist dort mit ein bis zwei Kirchengemeinderäten vertreten. Dabei bleibt das Eigentum in den Händen der jeweiligen Gemeinde und wird treuhänderisch verwaltet. Durch den gemeinsamen Haushalt wurden die Abläufe vereinfacht, Sitzungstermine und Geld eingespart. Die Kirchengemeinden können sich jetzt mehr auf das Gemeindeleben konzentrieren, außerdem wurde ein gemeinsamer Kirchenpfleger für die GKG eingesetzt.

Der Gesamtkirchengemeinderat trifft sich etwa alle drei Monate. Außerdem tagt regelmäßig der Geschäftsführende Ausschuss, um beispielsweise Personalfragen entscheiden zu können.

Im Unterschied zu einer Seelsorgeeinheit können Verwaltungsfragen damit in der GKG entschieden werden.

Struktur Gesamtkirchengemeinde Neresheim



Neu: Mit Fernstudium zum pastoralen Beruf Gemeindeferent/in

„Ein Weg, zu dem es Mut braucht“

Wer sich dafür interessiert, Gemeindeferent/in zu werden, hat nun eine weitere Möglichkeit, zum theologischen Abschluss zu gelangen. In Kooperation mit der Katholischen Hochschule Mainz wird neben dem bisherigen Vollzeitstudium jetzt die Ausbildung über ein Fern- und Teilzeit-Studium angeboten. Für wen das alternative Modell interessant ist und welche Herausforderungen es beinhaltet, erklären Domkapitular Dr. Uwe Scharfenecker und Ausbildungsleiterin Elisabeth Färber im Gespräch. →



Für den Beruf der Gemeindereferentin beziehungsweise des Gemeindereferenten gibt es nun einen alternativen Zugangsweg als Teilzeit-Variante. Wie kam es dazu?

SCHARFENECKER: Wir haben ein starkes Drängen gespürt. Immer wieder gab es vor allem Frauen, die Wege gesucht haben, Gemeindereferentin zu werden. Meistens kamen sie aus der Familienphase und sagten: „Die Kinder sind aus dem Größten heraus, jetzt möchte ich einen pastoralen Beruf ergreifen“. Für theologisch Interessierte gibt es außerdem seit Jahren von der Domschule Würzburg einen Fernkurs für Theologie, initiiert von der Bischofskonferenz. Auf dieser Basis haben sich viele gewünscht, einen pastoralen Beruf ausüben zu können. Bisher war das aber nicht möglich, über Jahrzehnte war die Antwort auf diese Anfragen also: Nein. Jetzt hat sich endlich dieser wunderbare Weg eröffnet.

Warum reichte der Würzburger Fernkurs bisher nicht aus?

FÄRBER: Die Qualität des Berufs war uns immer wichtig, es ging uns um die theologische und religionspädagogische Qualifikation. Wir konnten und wollten auch wegen der Vergleichbarkeit nicht sagen: Jetzt gibt es noch einen „Soft-Weg“ über den Fernkurs mit viel Lernen in der Praxis. Das Problem im Fernkurs ist vor allem, dass man als Solitär unterwegs ist. Die Herausforderung in der pastoralen Praxis ist aber die Kommunikation der Theologie.

Sie haben schon angedeutet, dass vor allem Frauen nach der Familienphase eine Zielgruppe bilden. Für wen ist das Angebot noch interessant?

FÄRBER: Für alle, die sich beruflich neu orientieren wollen. Aber auch für die, die vielleicht in einem anderen Land etwas Ähnliches studiert haben und jetzt

bei uns arbeiten wollen. Je nachdem, was jemand an Qualifikationen mitbringt, ist ein Quereinstieg möglich. Wir haben jetzt auch schon Interessenten, für die sich hier ein Weg eröffnet.

„Wir haben jetzt schon Interessenten, für die sich hier ein Weg eröffnet.“

Wie funktioniert der neue Zugang denn genau? Welche Schritte geht man bis zum pastoralen Beruf?

FÄRBER: Die Kurzfassung geht so: Als Erstes klärt man, ob die Voraussetzungen passen. Man braucht mindestens einen mittleren Bildungsabschluss und eine abgeschlossene Berufsausbildung oder Abitur und ein abgeschlossenes Hochschulstudium. Dann bewirbt man sich an der Domschule Würzburg zunächst für die Aufnahme in den Grundkurs und geht zu einem Beratungsgespräch zu „Berufe der Kirche“ in Tübingen. Dann beginnt das Fernstudium. Wie lange man dafür braucht, ist individuell verschieden. Im schnellsten Fall braucht man pro Kurs ein Jahr. Nach den vier Kursen kommt der Block an der Hochschule Mainz, der zum Bachelor-Abschluss führt. Die Berufseinführung in der zweiten Bildungsphase läuft dann gemeinsam mit den Bewerbern aus dem Vollzeitstudium.

Die Praxis scheint eine große Rolle zu spielen, oder?

FÄRBER: Ja, sowohl im Vollzeitstudium, als auch über den alternativen Weg spielt die Praxis eine wichtige Rolle. Beim bisherigen Modell haben die Bewerber im Berufspraktischen Jahr eine Ausbildungsstelle mit Mentoren in Schule und Gemeinde. Beim alter-

nativen Weg geht diese Trainingsphase mit Mentoren in der Praxis von Schule und Seelsorgeeinheit zwei Jahre mit mindestens 50 Prozent. Ich glaube, das ist ein wichtiger Ansatz, Theologie im Handlungsfeld und im Leben, in der Begegnung mit Menschen zu lernen.

Auf der Übersichts-Grafik sieht das so aus, als ob das alles ziemlich lange dauert ...

FÄRBER: Ja, selbst wenn man es wirklich im Turbo macht, sind es mindestens sechs Jahre plus Berufseinführung.

Das ist lang ...

SCHARFENECKER: Es stimmt, das ist eine lange Zeit, aber wenn man bedenkt, dass das bisherige Vollzeitstudium mindestens drei Jahre plus Berufspraktisches Jahr und Berufseinführung beinhaltet, dann ist das für eine Ausbildung, die nebenberuflich und in Teilzeit funktioniert, doch wieder angemessen.

Gibt es während der Ausbildung auch Berührungspunkte mit den Studenten des Vollzeitstudiums?

FÄRBER: Ja, die Fernkursstudierenden können ab dem Aufbaukurs auch in den Bewerberkreis aufgenommen werden. Und dann gibt es gemeinsame Veranstaltungen für alle miteinander. Durch diese Erfahrungen entwickelt sich trotz unterschiedlicher Zugangswege ein Wir-Gefühl: Wir machen diesen Beruf miteinander.

Im Studienplan ist neben der überwiegend familienfreundlichen Teilzeit- und Fernstudiums-Variante auch eine Präsenzphase von einem Jahr an der Hochschule in Mainz vorgeschrieben, an die sich die Bachelor-Arbeit anschließt. Ist das nicht für viele Bewerber mit Familie ein Problem?

SCHARFENECKER: Das ist die größte Herausforderung an dem ganzen Weg, das muss man klar benennen. Aber es gibt keine Alternative, es gibt kein Angebot ohne Präsenzzeiten an der Hochschule – wenn man den Abschluss will, dann bleibt nur dieser Weg.

FÄRBER: Ja, das ist für manche sicher eine Schwierigkeit, doch wenn man die Jahre anschaut, über die sich der Weg erstreckt, werden die Kinder in der Zeit größer und selbständiger. Und wie in vielen anderen Situationen ist auch in diesen Familien die Weiterqualifizierung eine Herausforderung an beide Eltern. Ein gutes soziales Netzwerk der Familie ist sicher sinnvoll und hilfreich. Außerdem ist es vielen, die sich für den Weg interessieren, auch wichtig, eine Qualifikation zu erwerben, die vergleichbar ist. Das ist die Basis für eine spätere Kooperation auf Augenhöhe. Dazu kommt, dass die Situationen in den Seelsorgeeinheiten sehr differenziert sind und eher noch differenzierter werden. Professionelle Wahrnehmung, fachliches Wissen und Können, gründliche Reflexion sind unverzichtbar, um Veränderungsprozesse zu kommunizieren und sich mit unterschiedlichen, manchmal sogar widerstrebenden Positionen auseinanderzusetzen.

Was sind zusammenfassend die Vorteile des alternativen Modells?

SCHARFENECKER: Ein großer Vorteil ist für mich, dass für die Menschen, die bisher keinen Weg hatten, um zum Beruf der Gemeindeführerin zu gelangen, jetzt ein Weg eröffnet ist. Die Anfragen der letzten Jahre, die sagten: „Ich habe den Würzburger Fernkurs und ich würde gern einen Beruf daraus machen“, das können wir jetzt endlich positiv bescheiden.

FÄRBER: Das kann ich so unterstützen. Für mich ist ein weiterer Punkt, dass ich es klasse finde, wenn Menschen mit unterschiedlichen Lebens- und →

Berufserfahrungen die Arbeit mit Menschen und die Arbeit in religiösen Fragen als etwas Wichtiges für unsere Zeit sehen und für sich selbst darin eine Berufsperspektive entdecken.

Was macht für Sie denn den Beruf des Gemeindefereenten, der Gemeindefereentin eigentlich aus? Für wen ist er geeignet?

SCHARFENECKER: Der Beruf hat meines Erachtens ein ideales Profil für Seelsorge in den Bereichen, die stark nachgefragt werden von den Gläubigen. Zum Beispiel Sakramentenvorbereitung, Religionsunterricht und Diakonie. Damit ist der Beruf für mich für Menschen geeignet, die an Gott glauben und die den Menschen lieben.

FÄRBER: Für mich hat es neulich ein Bewerber gigantisch gesagt: „Gemeindefereenten sind Leute, die reden so, dass man sie versteht. Und zwar, dass sie

jeder versteht. Und das will ich lernen“. Das hat mich beeindruckt. Für mich geht es in diesem Beruf darum, den Menschen, der mir jetzt gerade gegenüber ist, in die Mitte zu stellen, denn diesem konkreten Menschen gilt die Botschaft vom Reich Gottes. Und dafür zu sorgen, dass er oder sie nicht als Solitär durchs Leben gehen muss. Dafür muss man echtes Interesse an den Menschen haben und sich etwas trauen – auch die großen Fragen des Lebens zu stellen. Außerdem ist es ein Beruf, der oft im Gegenwind steht. Es ist ein Weg, zu dem es Mut braucht.



TEXT ALINA RAFAELA OEHLER (25)

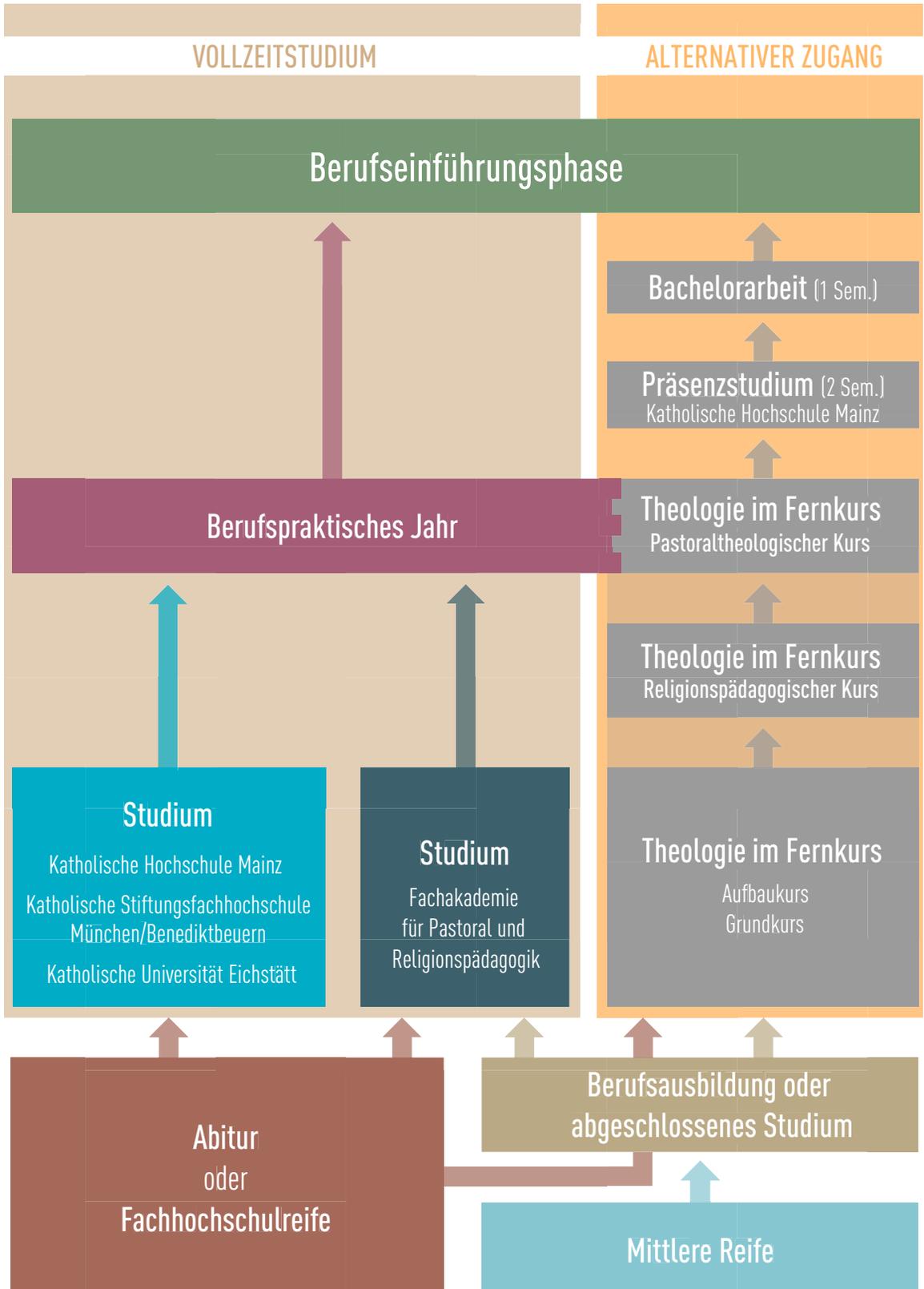
INFOBLOCK

Nach dem Abschluss des **Grundkurses** „Theologie im Fernkurs“ mit Mindestnote 2,5 und einem Beratungsgespräch bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche können Interessent/innen im Religionspädagogischen Mentorat in den Bewerberkreis der Diözese aufgenommen werden. Der **Bewerberkreis** setzt sich zusammen aus allen Studierenden, die eine Tätigkeit im pastoralen Dienst als Gemeindefereent/in in der Diözese Rottenburg-Stuttgart anstreben.

Während des Grund- und Aufbaukurses nehmen die Studierenden von Theologie im Fernkurs am diözesanen Begleitkurs in Tübingen teil (acht Samstage pro Jahr). Die Ausbildung im Religionspädagogischen Kurs beinhaltet einerseits weitere Lehr-

briefe des Fernkurses, andererseits einen Praxisteil von ca. 30% an Schulen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Auch im Pastoraltheologischen Kurs gibt es neben den Lehrbriefen einen Praxisteil mit einem Zeitaufwand von ca. 50% in einer Seelsorgeeinheit der Diözese Rottenburg-Stuttgart (nicht die Heimatseelsorgeeinheit).

Danach kann in drei weiteren Semestern an der **Katholischen Hochschule Mainz** der Bachelor Praktische Theologie erworben werden. Davon sind zwei Semester als Präsenzstudienzeit vorgesehen. Das dritte ist der Bachelorarbeit gewidmet und beinhaltet Blockveranstaltungen in Mainz. Gegen Ende des Studiums in Mainz erfolgt die Bewerbung für die Berufseinführungsphase in gleicher Weise wie bei den Interessent/innen, die ein Vollzeitstudium absolvieren.



„Als ob Gott mich gerufen hat“

Regina Scheib arbeitet in einem Krankenhaus. Eine Begegnung in Taizé hat sie auf einen neuen Weg gebracht – nun studiert sie berufsbegleitend Theologie und möchte Gemeindefereferentin werden.

Ich bin im Glauben aufgewachsen. Schon früh war ich, obwohl ich zu meinem großen Ärger als Mädchen nicht ministrieren durfte, in der Kirche engagiert: im Chor, als Kantorin, später in der Firmkatechese. Als ich nach meiner Hochzeit in eine neue Stadt kam, wurde ich auch in der dortigen Gemeinde aktiv, nach einem weiteren Umzug brach der Kontakt zur Kirche jedoch weitestgehend ab.

2012 kam ich nach einigen Glaubenszweifeln zum ersten Mal nach Taizé. Obwohl ich eher skeptisch war, ließ ich mich auf den Ort ein – und hatte eine Begegnung, die mich verändern sollte. Ich hatte das Gefühl, nach Hause zu kommen, obwohl ich dort noch nie zuvor gewesen war. Es war, als ob Gott mich gerufen hatte. Auch wenn ich dieses Erlebnis bis heute nicht genauer beschreiben kann: Diese Nacht in der kleinen Kapelle im Ort von Taizé hat mich verändert.

Wieder zu Hause angekommen begann ich, mich über Möglichkeiten zu informieren, mehr über Gott und den Glauben zu erfahren. Ich fand im Internet das Würzburger Angebot „Theologie im Fernkurs“ und entschied mich, das einfach mal auszu- probieren – zunächst ohne großes Ziel. Während der Zeit wuchs mein Interesse allerdings weiter, so dass ich nun im Aufbaukurs angekommen bin und sagen kann: Ich möchte Gemeindefereferentin werden.

Eine besonders faszinierende Aufgabe ist es, mit Kindern und Jugendlichen den Glauben zu entdecken. Ich merke es bei meinen eigenen Kindern, von denen zwei noch sehr jung sind, immer wieder: Sie sind interessiert, sie stellen Fragen. Bei diesem Hunger nach Antworten auf die Frage nach Gott und seinem Wirken würde ich junge Menschen gerne begleiten.

Ob ich das Studium wirklich schaffe und die Diözese mich am Ende einstellt? Ich weiß es nicht. Aber auch wenn es nicht klappen sollte, so möchte ich die Zeit im Fernkurs nicht missen. Es ist zwar nicht einfach, zum Beispiel jeden zweiten Samstag für das Studium zu „opfern“ – aber durch die Beschäftigung mit der Theologie habe ich schon viele Antworten auf Fragen gefunden, die mich überhaupt erst angetrieben haben, den Kurs zu beginnen.

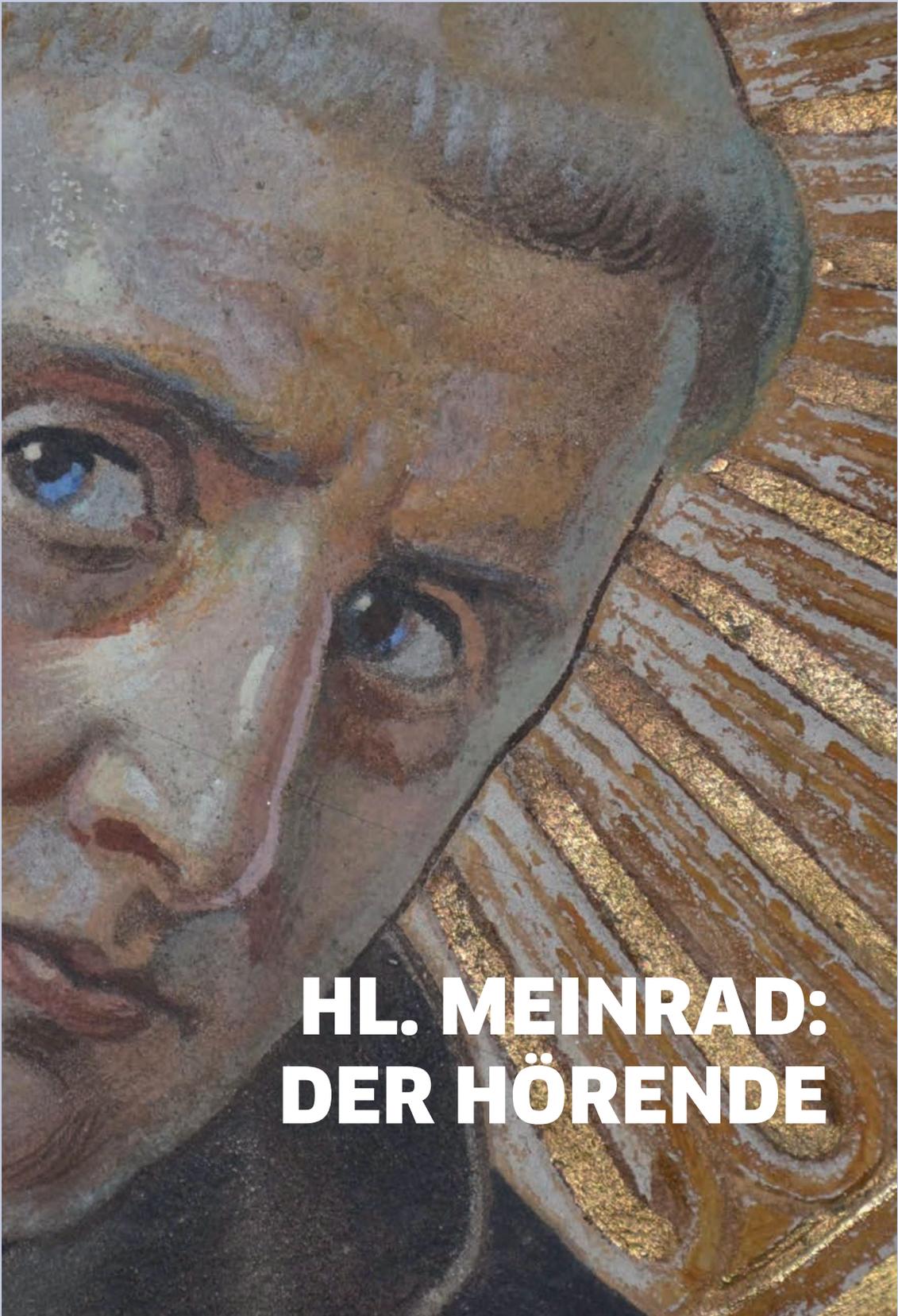
ZUR PERSON

Regina Scheib kommt aus Backnang und hat drei Kinder. Sie arbeitet als medizinisch-technische Laboratoriumsassistentin in einem Krankenhaus. Seit 2013 studiert sie parallel zu ihrer Arbeit „Theologie im Fernkurs“.



AUFGEZEICHNET VON SIMON LINDER (23)





HL. MEINRAD: DER HÖRENDE

„Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus; denn er wird sagen: ‘Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.’“ So heißt es in der Regel des Heiligen Benedikt. Ja, mehr noch: „Allen Gästen begegne man bei der Begrüßung und beim Abschied in tiefer Demut.“

Welch große Herausforderung in einer Zeit, in der so viele Menschen auf der Flucht sind und in neuen Ländern häufig auf die Angst vor dem Fremden treffen. Die Regel des heiligen Benedikt führt uns eine Alternative vor Augen, welche im Leben eines Christenmenschen eine besondere Rolle spielt und zum Leitmotiv werden kann.

Der heilige Meinrad lebte dieses Leitmotiv. Er lebte es so weit, dass er sein Leben dafür hingab.

Geboren zu Beginn des neunten Jahrhunderts im Sülchgau am Oberen Neckar irgendwo zwischen Tübingen und Rottenburg wurde Meinrad als Knabe in das Benediktinerkloster Reichenau zur Erziehung übergeben. Dort legte er später die Profess ab und empfing die Diakonats- und Priesterweihe. Er übernahm um 824 die Leitung einer Klosterschule südlich des Zürichsees. Doch Meinrad zog es immer mehr weg von den Menschen hin zu Gott, um sich doch so wieder ganz den Menschen hinzugeben. Er gründete eine Einsiedlerzelle „im finsternen Wald“ und lebte mit Unterstützung einiger frommer Leute und der Säckinger Äbtissin Heilwiga über 25 Jahre als Einsiedler. Am 21. Januar 861 wurde er von zwei beherbergten Räubern erschlagen und fand so das Martyrium.

Auf Althochdeutsch heißt Meinrad Meginrat – „großer Ratgeber“. Der Name ist bei Meinrad Programm. Er wurde zu einem wahrhaft Hörenden. Das Leben in der Einsiedelei hat ihn bereit gemacht, feinfühlig und hellhörig zu werden für Gott und die Menschen. So konnte er, ganz durchdrungen von Gottes Liebe, die Sorgen und Ängste der Menschen, die bei ihm Rat suchten, annehmen, um sie ihnen so ein Stück weit zu nehmen. Es heißt, er habe gespürt, dass die zwei Männer, die er aufnahm, schlechte

Absichten hegten. Dennoch wählte er nicht den Weg der Verteidigung und schon gar nicht den Weg der Flucht. Er öffnete sein Herz und versuchte so, die verhärteten Herzen der Männer zu erreichen.

Meinrads Haltung entspricht nicht unserer alltäglichen Erfahrung, nehmen wir doch allzu gern Reißaus, wenn wir uns in Gefahr wähen oder uns auch nur schon jemand unsympathisch erscheint.

In seiner Zeit im finsternen Wald hat sich das Leben und die Haltung Meinrads immer mehr dem Leben Christi angeglichen. Er hatte keine Angst davor zu geben, christusgleich, bis zur völligen Selbstaufgabe hin. Er wusste, dass, wenn er gibt, er nur gewinnen kann. Er konnte geben aus dem tiefen Glauben heraus, sicher und angenommen zu sein in der Liebe Gottes.

Das Glaubenszeugnis von Meinrad ist in unserer von Angst und Gewalt beladenen Welt aktueller denn je.

Millionen Menschen sind auf der Flucht, so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Viele von ihnen wollen auch in Deutschland ein sicheres Leben führen.

Auf den heiligen Meinrad blickend sehen wir, wie groß der Preis sein kann, wenn wir unsere Herzenstüren öffnen. Die Türen der Wertschätzung, der Barmherzigkeit, des Respekts und der Gastfreundschaft. In den Augen der Welt mag dies unvernünftig sein. Doch mit den Augen des Evangeliums betrachtet und seinem Auftrag folgend, ist es gerade dieser Glaube, der die Welt verändern kann. Die Gastfreundschaft, wie Meinrad sie gepflegt hat, ist das eindrücklichste Zeichen dafür, dass Gewalt nicht mit Gewalt, Hass nicht mit noch mehr Hass beantwortet werden kann. Die Liebe Christi, die er uns so eindrücklich vor Augen führt, ist es, die allen Hass überwindet und jede Grenze übersteigt.



TEXT DANIEL KÖSTLINGER (26)



Die offene Tür

Prälat Rudolf Hagmann (64) über die lebenslange Aufgabe, die eigene Berufung zu suchen und zu bewahren

Die langen Reigen vor der Heiligen Pforte in Santiago de Compostela werden mir in Erinnerung bleiben. Jeden Tag sammelten sich in den Sommermonaten tagtäglich viele Pilger auf dem weiten Platz vor der Kathedrale, um das geöffnete Tor zu durchschreiten. Die Motive und die Gedanken, die sie dabei begleitet haben, dürften so unterschiedlich und verschieden sein wie die Pilger selbst, aber wahrscheinlich hat jeder gespürt, welch großartiges Symbol eine offene Tür ist.

Zwei Wochen lang durfte ich in meinem Urlaub dieses Jahr bei der deutschsprachigen Pilgerseelsorge in Santiago mitarbeiten und jeden Morgen auf dem Weg zu meinem Dienst durch die im Jahr der Barmherzigkeit geöffnete Heilige Pforte das Innere der großartigen Kathedrale betreten. Jeden Morgen das gleiche Ritual: eine geöffnete Tür, die in der Morgenfrühe noch stille Kirche, dann die Umarmung des Apostels, wie es die Pilger schon Jahrhundertlang tun und danach der Abstieg in die Krypta zum Grab des Apostels, um dort sich dem tiefsten Geheimnis unseres Glaubens zu nähern: Im Tod ist das Leben. Dieser tägliche Weg war für mich wie eine geistliche Übung, die der heilige Ignatius in seinen Exerzitien beschreibt, und sie hat mich jeden Tag von Neuem darin bestärkt, meinen Beruf und meine Berufung dankbar anzunehmen.

Priester ist man nicht für sich selbst und zur eigenen Erbauung, sondern immer für die Menschen. Mich begleitet das Wort aus dem Evangelium, wo es heißt: „Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er

Mitleid mit ihnen“ (Mt 9,36), oder wo er Petrus und allen in der Kirche, den Priestern erst recht, Anteil gibt an

seiner Hirtensorge und sie beauftragt, seine Schafe zu weiden (Joh 21,16). Wir haben nicht unser Ding zu machen, wie man heute im Jargon gerne sagt, sondern sind von ihm berufen, seinen Dienst, seine Barmherzigkeit, seine Leidenschaft für das Reich Gottes weiterzutragen. Und das geht nicht ohne die Menschen und ohne sich als Priester von dem, was Menschen erleben und oft auch erleiden, berühren und bewegen zu lassen.

Darum ist mir das Bild von der offenen Tür so wichtig. Sie bezeichnet als Allererstes die Offenheit Gottes, der als barmherziger Vater auf die Menschen wartet, woher sie und wie sie auch immer bei ihm ankommen. Eine Offenheit, die nicht fesselt oder gängelt, sondern jeden wie den verlorenen Sohn aufrichtet und annimmt. Gleichfalls zeigt mir die offene Tür aber auch, dass Gott jeden in seine eigene Verantwortung entlässt und ihm zutraut, sich dem Leben und seinen Herausforderungen zu stellen.

Ich bin zutiefst dankbar, dass ich diese Offenheit und Einladung Gottes verkünden und den Menschen in ganz unterschiedlichen Situationen



Rudolf Hagmann
ist Pfarrer in Tettwang

Bild: Die Pforte der Kathedrale von Santiago de Compostela

erschließen darf. Gerade die Feier der Sakramente an den wichtigen Wendepunkten des Lebens lässt einen besonders erleben, was für eine Gnade es ist, dass uns Jesus Christus die Tür zu dem barmherzigen Gott geöffnet hat und offen hält. Der geöffnete Himmel gilt den Neugeborenen wie den Altgewordenen, den Gesunden wie den Kranken, den Liebenden wie den Verzweifelten, den Armen wie den Reichen, den Einheimischen wie den Flüchtlingen; er gilt immer. Im Leben wie im Sterben ist der Himmel offen. Und das zu bezeugen und zu feiern, das zu verkünden und zu leben ist ein wunderbarer Dienst.

Wie vielfältig gerade in der heutigen Zeit des Umbruchs und vieler Veränderungen in Gesellschaft und Kirche der Dienst des Priesters und des Pfarrers geworden ist, lässt sich nicht verleugnen und stellt mich immer wieder vor die Frage, wo für mich die nötigen Kraftquellen sind, aus denen ich Energie und Inspiration und immer wieder auch Ermutigung und Trost schöpfen kann. Dabei komme ich immer wieder auf einen Rat zurück, den mir mal vor vielen Jahren eine Psychologin und Theologin gegeben hat. Sie hatte mich damals auf Thomas von Aquin verwiesen, der in seiner großen theologischen Abhandlung sich ganz lebenspraktischen Fragen gestellt hat und gegen die Traurigkeit und Erschöpfung sieben Tröstungen vorschlägt. Empfehlungen, die nichts an Aktualität verloren haben und für mich hilfreiche und konkrete Kraft-Quellen geworden sind.

Der Trost des Badens.

Sei gut zu deinem Leib, damit die Seele Lust hat, darin zu wohnen. Jenseits von Verwöhnung oder Vernachlässigung will ich meinem Körper durch Bewegung und Pflege Gutes erweisen. Es ist die Grundlage eines zufriedenen Alltags. Oder wie Thomas von Aquin sagt: Die Gnade setzt die Natur voraus.

Der Trost des Betens.

Im Beten spüre ich die offene Tür Gottes besonders. Ich darf alles bringen und abladen. Besonders die Psalmen ermutigen mich, nichts, auch nicht Wut und Schmerz, vor Gott kleinzureden. Das persönliche Beten und die Gemeinschaft des Betens in der Kirche zeigen mir unendlich viele Spuren der Liebe Gottes in meinem Leben.

Der Trost des Weinens.

Tränen können die Seele erleichtern und stehen für den Schmerz der Wahrheit, die manchmal nüchtern und enttäuschend sein kann. Aber immer befreiender als die vielen Illusionen, mit denen wir Menschen uns oft genug belügen. Thomas wusste, dass die Wahrheit, und sei sie noch so schmerzlich, frei macht.

Der Trost der Lust und Freude.

Vielleicht würde der heilige Thomas das heute so sagen: mit allen Sinnen offen und bewusst leben. Schon das lateinische Wort für Weisheit, Sapientia, beinhaltet die Fähigkeit des Schmeckens und Genießens. Eine gepflegte Lebenskultur im Alltag, zu der für mich besonders auch die Gastfreundschaft zählt, dient nicht nur der körperlichen und geistigen Regeneration, sie lässt mich dankbar erleben, wie reich mich Gott gesegnet hat. Vielleicht ist die Dankbarkeit das stärkste Gegenmittel gegen allmähliche Frustration und Verbitterung.

Der Trost des Schlafes.

Die Fähigkeit des Loslassens zeigt sich im Schlaf wie in jeder Form der Unterbrechung und Gelassenheit. Nicht nur mein Körper, auch meine Seele braucht den Schlaf, damit sie sich durch die Träume reinigen und erneuern kann. Nicht umsonst erzählt die Bibel viele Schlafgeschichten, nicht nur weil der Tod des Schlafes Bruder ist, sondern weil Gott beim schlafenden Menschen oft eher ankommen kann als bei einem hoch aktiven.

Der Trost der Wahrheit.

Thomas liebte die Erkenntnis als Frucht des eigenen Nachdenkens. Wahrheit hat etwas mit Gründlichkeit zu tun, den Dingen auf den Grund gehen und sich nicht zu oberflächlichen und vorschnellen Urteilen hinreißen lassen. Die Dinge so sehen, wie sie sind und geworden sind, kann sehr anstrengend sein. Aber nur so kann sich etwas ändern. Bei mir und bei den anderen. Das wussten auch die Kirchenväter, die darum betonten, dass nur erlöst werden kann, was auch angenommen ist

Der Trost des Gesprächs.

Dieser Trost ist mir besonders wichtig und hilfreich geworden. Gerade die Gespräche mit Freunden und Freundinnen helfen mir, meinen Alltag immer wieder neu zu ordnen, Prioritäten zu setzen und mich auch freundschaftlich korrigieren zu lassen. Sie stärken mir oft den Rücken, und sind mir wichtige Ratgeber, vor denen ich auch meine Fragen und Probleme nicht verschweigen muss.

Mit diesen Schritten versuche ich zu leben und erinnere mich oft an den weisen Ratschlag, den mir einmal ein Mönch auf dem Berg Athos mitgegeben hat:

„Vergiss nicht in deinem Leben: Die Vollkommenheit gibt es erst bei Gott.“

Mir hilft das, mit allem Ungenügen und Unvollkommenen versöhnter umzugehen und trotz allem auf dem Weg zu bleiben, um das zu leben, was mir mein Regens damals beim Eintritt ins Priesterseminar vor über 38 Jahren gesagt hat:

„Sei, der du bist, und werde, was der Hl. Geist dich werden lässt.“



TERMINE

ANGEBOTE DER DIÖZESANSTELLE BERUFE DER KIRCHE

Mittwoch, 18.01.2017, 9:30 – 16 Uhr

Theologie studieren in Tübingen

in Tübingen, Johanneum und Theologicum:
Infos rund um das Theologiestudium in Tübingen

Samstag, 25.03.2017, 9:30 – 17 Uhr

Ein Beruf mit Menschen – Gemeindereferent/in

in Stuttgart, Haus der katholischen Kirche:
Infos zu Studium und Beruf Gemeindereferent/in

Freitag, 07.04.2017, 18 Uhr bis

Sonntag, 09.04.2017, 13 Uhr

Zu Gast im Priesterseminar

Begegnungstage für junge Männer zwischen
16 und 35 Jahren mit Interesse am Priesterberuf

Freitag, 12.05.2017, 9:30 – 16 Uhr

Nah dran an Gott und den Menschen

in Tübingen, Johanneum:
Infos zum Beruf Pastoralreferent/in

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE – GEBETSGEMEINSCHAFT FÜR BERUFE IN DER KIRCHE

Sonntag, 07.05.2017, 17 Uhr

Maiandacht in St. Barbara, Stuttgart-Hofen

ab 16:30 Uhr Rosenkranz in der Kirche

Sonntag, 29.10.2017, 17 Uhr

PWB-Rosenkranzandacht in St. Barbara, Stuttgart-Hofen

ab 16:25 Uhr Rosenkranz in der Kirche

Anmeldung
für die Angebote der
„Diözesanstelle
Berufe der Kirche“
bis eine Woche vorher bei:
berufe-der-kirche@
drs.de

SPENDEN AN DAS PÄPSTLICHE WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE

*Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe
unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!*

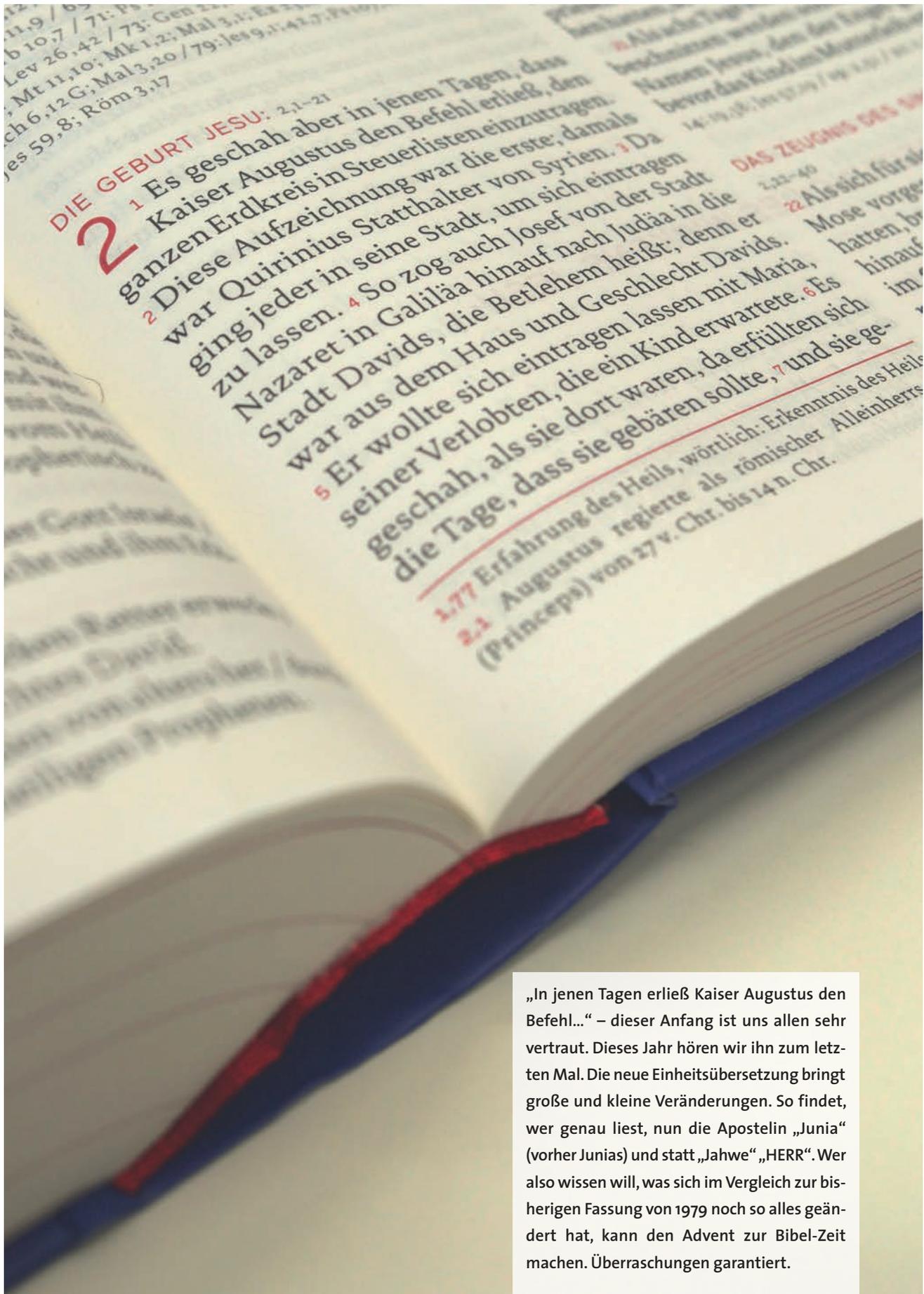
Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart

Volksbank Herrenberg-Rottenburg · IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02

Verwendungszweck 1: 512020 · Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe

*Für eine Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir
den Namen und die Adresse des Spenders. Vielen Dank!*





2 DIE GEBURT JESU: 2,1-21

1 Es geschah aber in jenen Tagen, dass Kaiser Augustus den Befehl erließ, den ganzen Erdkreis in Steuerlisten einzutragen. **2** Diese Aufzeichnung war die erste, damals war Quirinius Statthalter von Syrien. **3** Da ging jeder in seine Stadt, um sich eintragen zu lassen. **4** So zog auch Josef von der Stadt Nazaret in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt; denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. **5** Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner Verlobten, die ein Kind erwartete. **6** Es geschah, als sie dort waren, da erfüllten sich die Tage, dass sie gebären sollte, **7** und sie ge-

DAS ZEUGNIS DAS

1,77 Erfahrung des Heils, wörtlich: Erkenntnis des Heils
2,1 Augustus regierte als römischer Alleinherrscher (Princeps) von 27 v. Chr. bis 14 n. Chr.

„In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl...“ – dieser Anfang ist uns allen sehr vertraut. Dieses Jahr hören wir ihn zum letzten Mal. Die neue Einheitsübersetzung bringt große und kleine Veränderungen. So findet, wer genau liest, nun die Apostelin „Junia“ (vorher Junias) und statt „Jahwe“ „HERR“. Wer also wissen will, was sich im Vergleich zur bisherigen Fassung von 1979 noch so alles geändert hat, kann den Advent zur Bibel-Zeit machen. Überraschungen garantiert.